

Immer mehr in der Schweiz verheiratete Filipinas drehen durch

# Duldsam bis zum Wahnsinn

VON BARBARA LUKESCH

**T**eresa S., eine Filipina, die seit ein-  
halb Jahren mit einem Schweizer ver-  
heiratet ist und in Zürich lebt, hatte  
Krach mit ihrem Mann. Was hatte ihn dies-  
mal dermassen in Rage gebracht, dass er  
blindlings auf sie einschlug? Sie weiss es  
nicht mehr. Sie erinnert sich nur noch an  
sein wütendes Gesicht und seine Fäuste, die  
wieder und wieder auf ihrem Kopf nieder-  
gingen. Sie schrie um ihr Leben. Dann tele-  
fonierte ihr Mann der Polizei: «Bitte kom-  
men Sie. Meine Frau ist hysterisch.» Als er  
sie gegen zwei Uhr morgens ins Badezim-  
mer zerrte und eiskalt abduchte, reagierte  
sie tatsächlich hysterisch, rannte auf den  
Balkon und wäre um ein Haar gesprungen.  
«Suizidgefahr», lautete die Diagnose, und  
Teresa S. wurde von den Polizisten in einer  
psychiatrischen Klinik versorgt. Die Ärzte  
stellten einen Schädelbruch fest. Während  
Monaten wurde sie mit Lexotanil, einem  
starken Psychopharmakon, behandelt.  
Nach ihrer Entlassung war sie psychisch  
schwer angeschlagen.

Mit Fällen dieser Art wird die zürcheri-  
sche Beratungs- und Kontaktstelle für Aus-  
länderinnen, Infodona, regelmässig kon-  
frontiert. Die Frauen von den Philippinen  
stehen an vorderster Stelle unter ihren Kli-  
entinnen. Offenbar haben viele der rund  
acht- bis zehntausend mit Schweizern ver-  
heirateten Asiatinnen Probleme, grosse  
Probleme, die sie sogar die Hilfe einer  
fremden Institution beanspruchen lassen.  
Keine Selbstverständlichkeit für eine Filipi-  
na. Natürlich gibt es unter diesen Ehen  
auch solche, die harmonisch verlaufen. Vie-  
le aber sind von vornherein zum Scheitern  
verurteilt.

Da lernt die junge Frau in Manila einen  
Schweizer Touristen kennen. Freundlich ist  
er, spendabel, ein Märchenprinz, der sie  
umwirbt und ihr das Paradies auf Erden  
verspricht: «Komm mit mir in die Schweiz.»  
Angesichts der Wirtschaftskrise, der Armut  
und weitverbreiteten Arbeitslosigkeit in ih-  
rer Heimat ist die Filipina schnell bereit,  
dem Europäer zu folgen. Kaum ist sie in der  
Schweiz, wird sie von der Realität einge-  
holt.

Härter noch trifft es die «Katalogfrau-  
en», diejenigen also, die von Agenturen für  
fünf- bis zehntausend Franken an Heirats-  
willige vermittelt werden. Eines Tages ste-  
hen sie einem Wildfremden gegenüber, mit  
dem sie fortan Tisch und Bett teilen wer-  
den, ihrem Ehemann.

Die Probleme beginnen bald. Wer zahlt,  
befiehlt. Ganz in diesem Sinne behandeln  
die Männer ihre Frauen wie einen Besitz,  
über den sie die totale Verfügungsgewalt  
haben, sei dies im alltäglichen Umgang, sei  
dies in der Sexualität.

Da die Frauen sehr häufig unter einem  
Kulturschock leiden, ist ihre Identität er-  
schüttert, und ihre psychischen Abwehr-  
kräfte sind besonders geschwächt. Getrennt  
von ihrer Familie und ihrer vertrauten Um-  
gebung, geraten sie in eine Abhängigkeit  
von den Männern, die sie in dieser Form nie  
erlebt haben. Kommt dazu, dass sie die  
Sprache nicht beherrschen und die sozialen  
und kulturellen Regeln dieser Gesellschaft  
nicht kennen – Tatsachen, die sie verunsich-  
ern und immer wieder Anlass für Ausein-  
andersetzungen mit ihren Männern sind.

Spielte sich ihr Leben auf den Philippi-  
nen vorwiegend in Gruppen ab, sitzen sie  
hier, häufig eingesperrt wie in einem Käfig,  
einem Mann gegenüber, der kein Interesse  
für die Kultur ihres Herkunftslandes hat, ja  
deren Existenz leugnet und der seiner Frau  
verbietet, ihre Landsfrauen zu treffen –  
«denn er hat Angst», so Adele Pfenninger,  
Leiterin von Infodona, «diese Kontakte  
könnten sie stärken und selbstbewusster  
machen».

Diese Männer tragen nichts oder nur we-  
nig dazu bei, ihre Frauen sprachlich zu assi-  
milieren; rücksichtslos reden sie Schweizer-  
deutsch mit ihnen, selten bemüht sich mal  
einer um das verständlichere Hochdeutsch.  
Offenbar suchen sie gar keinen Austausch.  
Nur so lässt es sich erklären, dass das teuer-  
ste «Objekt» eines deutschen Frauenhänd-  
lers eine taubstumme Filipina war.

Statt miteinander zu sprechen, wird bald  
einmal geschlagen und misshandelt. Es  
müssen Sadisten sein, die eine Frau mit  
heissem Öl übergiessen, die einer Schwan-  
geren gegen den Bauch treten und damit  
das eigene Kind töten, die ihren Frauen  
Knochenbrüche zufügen oder sie monate-  
lang hungern lassen, den Eisschrank mit ei-  
nem Vorhängeschloss versehen und abends  
ungeniert allein ein Kotelett essen. Fälle –  
dokumentiert von Infodona. Gezielt und  
wohlwissend um die Qualen der Frauen, ge-  
hen sie auch gegen ihre Kinder vor. Maria  
T., 33, erzählt: «Wenn ich fort war, brachte  
mein Mann seine Geliebten mit nach Hau-  
se. Die Kinder hat er mit Whisky betrunken  
gemacht und im WC eingesperrt. Dort fand  
ich sie dann jeweils schlafend vor.»

In vielen Fällen kommt sexuelle Ausbeu-  
tung dazu. Hemmungslos leben die Männer  
an den Filipinas Sexualpraktiken aus, die in  
den Bereich der Perversionen gehören. Wer  
nicht mitmacht, wird vergewaltigt. Eine  
Frau in St. Gallen wurde immer wieder  
dazu gezwungen, zur Befriedigung ihres  
Mannes auf ihre Kinder zu urinieren. Eines  
Tages drehte sie durch. Eine andere ver-  
kraftete es nicht, dass ihr Mann sie wieder-  
holt zum Gruppensex zwang. Sie nahm sich  
das Leben.

All diese Frauen, die einst stolz mit dem  
europäischen Gatten an ihrer Seite die Hei-  
mat verliessen, in der Hoffnung auf Wohl-  
stand für sich und ihre Familien, und die –  
ob gekauft oder nicht – an die Liebe glaub-  
ten, erleiden einen Schock, dass es ausge-  
rechnet der geliebte Mann ist, der sie so  
misshandelt. Brigitta Hug, Psychoanalytikerin  
in Zürich: «Ähnlich wie Inzestopfern fällt es  
diesen Frauen besonders schwer, ihren Schmerz  
und ihre Verzweiflung wahrzunehmen. Unfasslich  
ist es, dass es der nächste Vertraute ist, der ihnen  
das antut. Die Folgen können schwere psychosoma-  
tische Reaktionen oder psychotische De-  
kompensationen sein.»

Und trotzdem sind viele dazu gezwun-  
gen, in der schrecklichen Situation auszu-  
harren. Denn in der Schweiz ist ihr Hand-  
lungsspielraum klein: Häufig ohne Kenntnis  
ihrer Rechte, ohne eigene Finanzen, wenn  
überhaupt berufstätig, dann in schlecht be-  
zahlten Hilfsjobs, wagen sie es nicht, sich  
von ihren Männern zu trennen. Das neue  
Eherecht trägt das Seine dazu bei, die Frau-  
en in Abhängigkeit zu halten. Würden sie  
früher mit der Heirat automatisch eingebür-

gert, so erhalten sie jetzt nur noch eine Aufenthaltbewilligung, Typus B, deren Verlängerung gebunden ist an den «Verbleib beim Ehemann» (Amtssprache). Im Klartext: Lässt dieser sich scheiden oder trennt sich von ihr, droht ihr die Ausschaffung auf die Philippinen.

Davor haben sie am meisten Angst. Denn wer mittellos und geschieden in die Heimat zurückkehrt, gilt als Versagerin, die es nicht geschafft hat, eine glückliche Ehe zu führen – und Geld heimzuschicken. Eine geschiedene Frau ist zudem eine «benutzte» und damit chancenlos auf dem philippinischen Heiratsmarkt.

So bleiben die Frauen also «und schlucken, schlucken bis zum Gehtnichtmehr», sagt Adele Pfenninger. Der Leiterin von Infodona ist es manchmal ein Rätsel, woher die Filipinas ihre grosse Geduld nehmen. «Ich frage mich, auf welche Art sie ihre vielfach schwierigen Situationen bestehen.» Ihre Religiosität ist ein mächtiger Stützpfiler; «der katholische Glaube», sagt eine Filipina, «ist unsere Droge». Bisweilen schicken sie sich fatalistisch in ihr Schicksal und sagen der Infodona-Beraterin: «Wenn mein Mann auf mir herumtrampelt, ist das Gottes Wille. Im Jenseits wird mir Gerechtigkeit widerfahren.»

Und trotzdem setzen sie immer wieder auf die Karte Liebe. In jüngster Zeit ist Infodona damit beschäftigt, Filipinas vor Asylbewerbern beziehungsweise anderen Ausländern zu schützen, Männern, die auf eine Heirat mit der philippinisch-schweizerischen Doppelbürgerin drängen, um so der eigenen drohenden Ausschaffung zu entgehen. Die philippinische Infodona-Beraterin Patricia Heuberger-Canlas: «Ich

versuche, die Frauen wenigstens zum Empfängnischutz anzuhalten. Denn wenn sie schwanger werden, ist ihre Lage nahezu aussichtslos.» Viele geraten – so oder so – in schwerste psychische Krisen, werden depressiv, schizophren, leiden unter partieller Amnesie oder verlieren unter Schockwirkung sämtliche, zum Teil sehr gute Deutschkenntnisse – Zeichen für den fragilen Bezug zur immer noch fremden Sprache. Immer häufiger sind die Infodona-Beraterinnen zudem mit Fällen von religiösem Wahnsinn, Pyromanie oder Kleptomanie konfrontiert. «Das Abgleiten in etwas Wahnhafes zeigt», so Brigitta Hug, «dass die unerträgliche Realität nicht mehr verarbeitet werden kann. Das sind Symptomatiken, die nur schwer zu behandeln sind, da die Wahnsysteme den Blick auf die zugrundeliegenden Verletzungen verstellen.» Immer wieder machen Frauen auch Selbstmord, eine Tat, die innerhalb der philippinischen Gesellschaft nahezu unvorstellbar ist.

Was tun, fragt sich Patricia Heuberger-Canlas angesichts der schwerwiegenden Probleme ihrer Landsfrauen. Sie beobachtet es mit Skepsis, dass die Zahl der Internierungen in psychiatrischen Kliniken in den letzten eineinhalb Jahren deutlich zugenommen hat. Auch wenn sie weiss, dass es in einzelnen Fällen keine Alternative zum Klinikaufenthalt gibt, reagiert sie alarmiert, wenn ihre Klientinnen monatelang mit Tranquilizern und Schlafmitteln abgefüllt werden, um dann ohne jegliche psychotherapeutische Behandlung wieder in die alte unveränderte Situation zurückgeschickt zu werden – allein um eine traumatisierende Erfahrung reicher. Es berühre sie seltsam, so Hug, dass wir in der Schweiz zwar den Ehehandel dulden, aber den davon betroffenen Frauen keine Hilfe anbieten, damit sie sich in ihrer schwierigen Situation zurechtfinden können: «Wenn es für die einzelne dann unerträglich wird, erschöpft sich unsere «Hilfe» darin, sie via Klinik aus dem Verkehr zu ziehen.» Zudem, so die Erkenntnisse von Infodona, scheint sich eine unheilige Allianz zwischen den Kliniken und den Ehemännern zu etablieren. Benutzen diese die Drohung, ihre Frau vom Hausarzt oder der Polizei «einweisen» zu lassen, doch bereits systematisch, um den Druck zu verstärken: «Entweder du parierst, oder...»

Auf der Suche nach geeigneteren therapeutischen Mitteln gilt es, stets die kulturellen Unterschiede im Auge zu behalten. So ist es eine Filipina nicht gewohnt, mit Fremden über Intimes zu sprechen, geschweige denn mit einem fremden Mann. «Wir sind sehr zurückhaltend», sagt Patricia Heuberger-Canlas. «Nur von Mutter zu Tochter, von Schwester zu Schwester oder von Freundin zu Freundin öffnen wir uns.» So sei es wichtig, in einer Therapie zunächst das Vertrauen der Patientin zu gewinnen und ihr das Gefühl zu geben, dass man sie verstehe. Häufig resigniere nämlich eine Filipina schon von vornherein: «Sie verstehen mich ja sowieso nicht.» Brigitta Hug hält auch bei Sprachproblemen analytisches Arbeiten für denkbar. Sie kann sich vorstellen, auch eine Patientin gemeinsam mit deren Freundin zu betreuen oder in Anwesenheit einer «Kulturübersetzerin», das heisst beispielsweise einer Filipina, die bereits lange in der Schweiz lebt.

Andres Asuncion, philippinischer Psychologe und seit zehn Jahren in der Schweiz, schlägt vor, an der Freude seiner Landsfrauen an Musik, Gesang, Malen, Theater und Traumsymbolik anzuknüpfen: «Nonverbale Formen, die es den Frauen erlauben würden, sich trotz fehlender Sprachkenntnisse auszudrücken.» Er verweist zudem auf das 1991 in Zürich eröffnete philippinische Zentrum «Tuluyang Pinoy», das seinen Landsleuten helfen wolle, ihre kulturelle Identität zu pflegen und sich vor allem eine stützende Gemeinschaft aufzubauen. «Das wird Frauen in Not», so Asuncion, «auch langfristige Perspektiven geben können.»

Und eine Paartherapie? Wer weiss, ob die Männer bereit wären, sich einem solchen Prozess zu unterziehen. Nötig hätten es sicher viele, leiden doch auch sie bewusst oder unbewusst unter der Isolation, in die sie die Ehe mit einer Asiatin treibt. Die Nachbarn tuscheln hinter vorgehaltener Hand, von der eigenen Familie und den Freunden werden sie oft schief angeguckt: «Aha, der hat es nicht fertiggebracht, eine Schweizerin zu heiraten.» Reaktionen, die Scham und Selbstverachtung schüren und nicht selten neue Wut auf die fremde Frau. □